

Liebe Mitchristinnen und liebe Mitchristen,

vielleicht haben Sie schon einmal die Erfahrung gemacht, dass die Frage, auf welche Weise man sich einem bestimmten Ort nähert, für das Ankommen an diesem Ort nicht unerheblich ist: Es macht einen Unterschied, ob man einen Berg langsam erwandert oder ob man mit der Seilbahn hinauffährt - beides kann schön sein und doch sind die Gefühle ganz verschieden; vor allem ermöglicht die Langsamkeit des Wanderns ein Mitkommen des Herzens und vielleicht sogar ein Vorauswerfen der Freude - Wird das schön sein, wenn ich oben stehe, wird das schön sein, wenn ich den Blick zufrieden zurück werfen darf!

Ich erinnere mich an meinen letzten Besuch meines früheren Studienortes Paris: In Ermangelung einer guten Zugverbindung (die man nämlich unverständlicherweise eingestellt hat) nahm ich das Flugzeug: Es ging alles sehr schnell, ich war keine zwei Stunden in der Luft, landete dann am Flughafen außerhalb der Stadt, die Métro, also die U-Bahn brachte mich in das Stadtinnere und eine Rolltreppe beförderte mich an das Tageslicht von Paris. Das war zwar ein schöner Augenblick – als ich da hinauffuhr, die ersten Häuser sah und den Lärm dieser wunderbaren Stadt wahrnahm – aber es ging alles viel zu schnell. Wie anders war es doch all die früheren Male gewesen als ich mit dem Zug gefahren bin: In Linz stieg ich abends in den Orientexpress ein, beim Munterwerden hörte ich rundum schon die ersten französischen Wörter, in der Früh konnte ich stundenlang den Blick auf die langsam vorbeiziehende französische Landschaft genießen und irgendwann tauchte dann endlich langsam die Silhouette der Stadt auf, der Eifel-Turm und die Basilika von Montmartre grüßten von weitem und ließen das Herz höher schlagen. Dann das Einfahren in den Bahnhof, Lautsprecherdurchsagen,

Menschengewühl und der Schritt hinunter auf den Bahnsteig, auf den Boden der Stadt.

So nach Paris zu fahren, das war ein stundenlanges Ankommen, ein langsames und intensives Ankommen, das dem Tempo meines Herzens entsprach, das mir die Zeit gab, die ich innerlich brauchte.

Beim Einzug Jesu in Jerusalem gab es natürlich noch keine Züge und Flugzeuge, aber unterschiedliche Transportmittel kannte auch die damalige Zeit schon. Für jemanden, dem man einen großen Empfang bereiten will, einen Empfang wie einem König, für den hätte sich ganz bestimmt ein edles Reitpferd geziemt. Es hätte seinen gesellschaftlichen Rang ausgedrückt, hätte ihn schnell in die Stadt hinein getragen und ihn außerdem im wahrsten Sinn des Wortes über die gewöhnlichen Menschen erhoben – der Staub der Straße wäre weit unten gewesen, der Schmutz des Alltags weit weg.

Aber Jesus nimmt kein Pferd, sondern bedient sich statt dessen eines Esels. Das wird auch auf ihn selbst eine besondere Wirkung gehabt haben: Langsam ging es auf die Stadt zu, Jesus hatte Zeit, sein geliebtes Jerusalem zu betrachten - welche Gedanken werden ihm durch den Kopf gegangen sein, welche Erwartungen, Hoffnungen, aber auch Ängste, werden ihn erfüllt haben?! Und beim Näherkommen an die Stadt waren da die Menschen: Er sah sie nicht von oben herab, konnte ihnen von seinem Esel aus ins Gesicht schauen, konnte sie berühren, ohne sich verbiegen zu müssen. Er war ganz nah dran an diesen Menschen und an ihrem Leben.

Und dann gibt es noch etwas bei diesem Esel: Es ist auch in der heutigen Zeit so: Die Wahl des Transportmittels inkludiert auch eine Botschaft: Wenn jemand bei einer großen Reise das Flugzeug stehen

lässt und statt dessen mit dem Zug fährt, dann signalisiert er zum Beispiel Umweltbewusstsein und Schöpfungsverantwortung, vielleicht auch die Absicht, sich Zeit zu nehmen für das Leben. Jesus hat mit dem Esel auch etwas signalisiert: zum einen, dass er nicht zu den Herrschern mit weltlichen Maßstäben gehört. Ein Feldherr, ein Statthalter, ein König, ein Kaiser – sie alle wären hoch zu Ross gekommen und sicher nicht auf einem möglicherweise störrischen Esel, auf dem man nicht einmal Krieg führen kann. Indem Jesus nun/aber einen Esel nimmt, setzt er andere Maßstäbe als die Welt und der Vorwurf seiner Feinde an die Adresse des Pilatus, Jesus würde die Macht des Kaisers stören, wird hier schon von Anfang an Lügen gestraft. Vor allem aber stellt sich Jesus mit dem Esel in die prophetische Tradition des alten Bundes, denn beim Propheten Sacharja heißt es „Jauchze, Jerusalem! ... dein König kommt zu dir. Er ist gerecht und hilft; er ist demütig und reitet auf einem Esel, auf einem Fohlen, dem Jungen einer Eselin.“ Zweifellos kannte Jesus diese Prophezeiung, und nun griff er sie auf und erfüllte sie. – Und ging so auch seiner persönlichen Erfüllung entgegen – eine Erfüllung, auf deren Weg der Jubel und die Freude der Menschen nur eine vorübergehende Etappe war: Die Menschen von Jerusalem waren voller Freude: Sie hatten ihren König gefunden, aber die Art seines Königtums konnten viele nicht begreifen, und so kam es zur Tragödie, deren Erinnerung die kommenden Kartage gewidmet sind.

An der Wurzel dieser Tragödie aber liegt das unterschiedliche Verständnis dessen, was Leben sein soll und wie Leben gelingen kann: Die Rezepte dieser Welt, wie Menschen sie nur zu gern anwenden – hoch zu Ross und ohne genügende Wahrnehmung der Welt und all ihrer Probleme, ohne genügende Wahrnehmung vor

allem auch der Umwelt und der Mitmenschen – sind nicht der Lebensentwurf Jesu, sind nicht das Evangelium, das Jesus den Seinen ans Herz legt. Im Grunde geht es um nicht weniger als um die Diskrepanz zwischen dem Reich Gottes im Verständnis Jesu und dem Reich dieser Welt im Verständnis von Menschen.

Wenn wir heute am Palmsonntag – vielleicht sogar mit einem Palmbuschen in der Hand - an den Jubel von Jerusalem zurückdenken, dann sollten wir uns bemühen, besser zu verstehen als viele Menschen damals: Wir dürfen uns vor Augen führen, was es bedeutet, dass Jesus uns auf Augenhöhe begegnet, nicht von oben herab, sondern auf Du und Du. Und wir dürfen uns fragen, ob wir uns von ihm mit hinein nehmen lassen in den Jubel von Jerusalem: ob wir zu denen gehören, die ganz bei Jesus sind und mit ihm hineinziehen in die Stadt, hineinziehen in die Welt, möchte ich sagen, oder aber ob wir zu denen gehören, die irgendwo auf der Seite stehen und aus der sicheren Distanz zuschauen. Christsein kann nur bedeuten, zur ersten Gruppe gehören zu wollen: sich Jesus ganz zuzuwenden statt abseits zu bleiben, und mit ihm zu gehen auf dem Weg zu den Menschen, um so die Sanftheit und Menschenfreundlichkeit Gottes spürbar machen, wo immer es uns möglich ist.